



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Bauernhochzeit in Steiermark.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ueberraschungen die Rede ist, wird mir der Hinabritt in das Thal von Sparta, der von tausendblumigen Oleandern umblühte Eurotas und über ihm die ungeheure Felsenwand des Tanyetous mit seinen sieben Gipfeln, seinen weißschimmernden Schneerillen und seinen meerblauen Schatten vor die Seele treten. Auch in dem waldigen Elis im Thale des raschströmenden Alpheiös führte die Straße an manchem anmuthigen Bilde vorüber. Wunderbar großartig ist der Anblick, den, aus der wilden Schlucht gesehen, in der das Kloster Megaspiläon wie ein Wespennest an den Klippen hängt, der Gebirgstock des hohen Chalmos bietet.

Was die Wirklichkeit nicht mehr hatte, schafft jetzt in der Ferne die Phantasie wieder hinzu. Traumgestalten aus dem Alterthum bevölkern das Land, das der Reisende in der Erinnerung mit heim nimmt. Sie feiern auf dem Isthmus ihre Spiele, treffen bei Mantinea, das mit Mauern und Thürmen wiedererstande ist, kämpfend zusammen, schreiten im Festzug die Marmortreppe zu den Propyläen hinauf, schiffen mit hochbordigen vielrudrigen Kielen aus dem Piräus. Das neue Griechenthum, für uns von keiner größern Bedeutung als andere kleine Volkskreise des Südens, hat wieder dem alten Raum gemacht. Aber es ist nicht mehr das alte, wie wir es uns zu malen pflegen, kein Phantom, schwankend und undeutlich wie alle Phantome. Es ist deutlich, lebendig, mit scharfen Linien fast greifbar da. Und das ist der Hauptgewinn der Reise. M. B.

Eine Bauernhochzeit in Steiermark.

Bauernhochzeiten haben in allen Gegenden irgend eine Absonderlichkeit, welche beachtenswerth ist; hier sei eine obersteirische beschrieben.

Freien ist hier nicht eben leicht. Nicht daß ein hübscher Bursche grade immer mit Flederwischen heimgesandt würde, wie in Langbeins warnender Dichtung; es gibt genug Mädchen, die der Ehe noch nicht abhold sind. Aber zum Hochzeitmachen ist mehr als das Einverständnis der beiden Brautleute erforderlich. Selbst wenn die Eltern nichts einzuwenden haben, — und sie sperren sich doch nicht selten — so kommt noch wesentlich die Gemeinde und ihr guter Wille in Betracht. Handelt sich um einen Handwerker, so fragt sich, ob eine Veranlassung vorliegt, dem bisher alleinberechtigt gewesenen Schuster, Schneider, Schmied oder wie das Handwerk immer heißt, einen Concurrenten zu setzen. Es kann solches Bedenken drei, vier, fünf Jahre ungelöst in der Luft schweben, und in der Zwischenzeit mögen die Brautleute einander in Ge-

duld trösten, oder sich helfen wie es die Landesitte mit sich bringt. Handelt sich um einen Knecht, einen Pächter, einen Landmann, so muß er ein gewisses Vermögen, einen bestimmten Besitz nachweisen; die rüstigen Arme, welche ihm täglichen Erwerb verheißen, genügen nicht, die Gemeinde über die Möglichkeit einer Verarmung des betreffenden Freiers zu beruhigen. Auch er mag warten d. h. alt und grau werden und inzwischen sich trösten, wie es der Handwerker thut.

Diese Geschwierigkeiten haben ihre leicht errathbaren Folgen. Wir werden später einmal auf diesen Gegenstand ausführlicher zurückkommen. Für heute genüge die Andeutung, daß wir uns in einer Gegend befinden, wo viele Bündnisse bestehen, denen der kirchliche Segen aus gemeindepolitischen Gründen vorenthalten wird; daß eine weitgreifende Lagheit der Sitten dadurch sich auch in den Verkehr solcher Personen eingeschlichen hat, welche alle Bedingungen des Gesetzes zu erfüllen im Stande sind, und daß der Pfarrer häufig sein ganzes Ansehen in die Waagschale werfen muß, um die Betreffenden gemeinsam zum Altar zu bringen.

Es ist ihm diesmal gelungen; vielleicht fand sich gar eins der beiden Paare, denn es gibt eine doppelte Trauung, freiwillig ein. Genug, die sonstigen Verlöbnißförmlichkeiten sind nicht mehr nöthig gewesen, und der alte Blasel am Eck, sonst der beliebte Vermittler, hat keinen Kuppelpelz verdient.

Dieser Blasel hat das verschmigteste Gesicht in der ganzen Umgegend, und seine fröhlich rothen Wangen überreden besser fast, als es die mancherlei Gründe vermögen, die ihm funfzigjährige Erfahrung in diesem Geschäfte geläufig machte. „Du, Rühmensch,“ sagt er da wol Abends zu einer Schwagerin (Sennerin), die eben mit hu und ho eintreibt, „was zahlst für die Neuigkeit, die ich unter der Kappen hab?“

„Se,“ gibt sie zurück und wirft mit einem Stein nach dem unfolgsamsten ihrer Thiere, „dunstig mag schon sein, was du unter der dreckigen Kappen hast. Mag eh nichts davon schmecken.“

„Bischt doch die bissigste Sau auf der ganzen Alm“ sagt der Blasel wieder und macht sich bequem. „Geh her und schau, daß ich e Stutzen Willich zu saufen krieg. Auf die Sackwiesen geh ich nit wieder vetteln (werben) und wenn der Gamsbauer selber anspannen thät.“

Während dessen „huligt“ die derbknochige Bevi (Genoveva) hinter ihren eils Kühen und Kälbern drein, sperrt sie endlich in den Stall neben ihrer Almhütte und macht sich sofort ans Melken.

„Hascht dir's wegen des Napels überdacht?“ fragt der Blasel nach einer Weile und zündet Feuerschwamm an.

„Laß mi aus mit dem Fraß“ tönts hinter dem Ruheuter hervor, wo die Bevi vollauf beschäftigt ist.

„Jehfers,“ ruft der andre und schmaucht die kurze Abhornpfeife an, „jehfers, redtst doch grad als ob der Nagel e Spuckriegel wär. 's ist noch e riegelesamer (rüftiger) Buab und lang zu guat für solch e Narrentaddel wie du.“

Die Bevi hat nicht gleich die rechte Antwort auf der Zunge und entladet ihren Zorn in einem Schlag mit der flachen Hand, den der Hintertheil der eben gemolknen Kuh empfängt. Diese betrachtet sich als entlassen, und die nächststehende, „Möhrenkopf“ betitelt, stellt sich an den Melkschemel.

„Wann du mi heut fortschickst,“ fängt der Blasel wieder an, indem er aus dem Milcheimer einen Schluck thut und sich mit dem Ärmel den Mund wischt, „da schlag ich ihm die Wawi (Barbara) von der Bürgeralm vor“.

„Die loamlafete?“ (maulfaule, dumme)

„Sie isch nit so gar z'wider und für den Nagel gamblet (hübsch) g'nug. Das G'seiß (Schwager) brauchts bei ihm ohnedies nit.“

„So thu's; 's werden nit die ersten und nit die letzten sein, die du z'sammenbagen thußt.“

Der Blasel dampft eine Weile in die Luft. „Wird's dir nit hart g'schehn, wann nu ein' Andre als du die Häufelbäuerin werden sollt?“

„Gar fei Spua!“

„E findiger (anstelliger) Kampel ischt der Nagel, das ischt eh wahr, und auf dem Hof schaut's gustios aus. 's ischt heut zu Tag e selten Ding, daß e Kühmenschen in e Haushalt hineinheirath', wo fei Tretererei (Kargheit) isch. Was meinst?“

Aber die Bevi ist erst achtzehn Jahr alt und der Nagel steht ihr nicht an; er hat zwei Kröpfe statt eines; für „e handvoll Kleegen“ (getrocknete Birnen) meint sie, braucht sie ihr glattes „G'frießl“ (Gesicht) noch lange nicht zu verhandeln.

Der Blasel hat sie gut hochmüthig schelten und ihr prophezeien, es müsse schon furios kommen, wenn ein anderer sich finde, dem ihr „Mundstückl mit dem Schneller drin“ recht sei. Sie wills drauf wagen; was er für Neues unter der Kappen hatte, hat sie ihm gleich „angefannt und hat g'wißt, daß 's heut' die Kost nit zahlen wird.“

„Wenn's so g'meint sei,“ sagt der Blasel, „den Stugel wassrige Millich werd' er auch noch vergütigen können.“

Aber den Kreuzer nimmt die Bevi nicht an. Er werde noch mancher Orten einsprechen müssen, eh er den Nagel mit seiner „alten Müh“ (altem Nebel) unterbringe. Die billigen Menschen ständen jekunder schon zu schitter (zu undicht), als daß ein jeder „Schlankel“ sie nur so im Mückespielen (Blindefußspiel) haschen könne. Mit dem Freien sei es „en eigen Ding und man müsse halt e Schneid dazu haben.“

Damit ist die Unterhaltung zu Ende. Der Blasel packt ein. Nicht daß er böse oder beleidigt wäre. Im Gegentheil die Bevi, „g'fällt ihm absunderlich“, wie er sich beim Bergabrutschen vorsagt, denn sie hat den Kopf fest auf den Schultern und „das Maul recht in der Mitten und immer geladen“; er wird schon einmal wieder auf die Sackwiese hinaufstellen, wenn erst des Schleakenbauers Sohn oder der Huber am feuchten Wehr ernstlich ans Freien denkt. Einstweilen wird er nach der Bürgeralm hinübertrollen — heute freilich nicht mehr — und die loamlakete Wawi sondiren. Sie ist schon ein halb Duzend Almsommer älter als die Bevi und wird aus ihren Ersparnissen für den Besuch und Antrag des Blasel am Eck ein Uebrigess thun.

Hat er dem Nagel dann ein „Weibsbild“ verschafft, und ist wegen der Ausstattung und der Absagung alles festgemacht worden? (der Freier pflegt eine Geldsumme der Braut zu bestimmen, über die sie nach seinem Tode verfügen kann und die ihr zugeschrieben wird), da begleitet er die beiden auch noch zum Pfarrer, damit die „Verlöbniß“ von ihm bestätigt und die Abkündigung durch ihn vollzogen werde.

Nach diesen Förmlichkeiten rückt der Tag heran, wo er im besten Aufputz als Hochzeitbitter zu der Verwandtschaft und Freundschaft umhergeht. Braut oder Bräutigam begleiten ihn, wenn es ihnen eben bequem ist. Doch richtet er es auch häufig allein aus.

Von diesem letztern Rundgange an gerechnet, hat während der nächsten vierzehn Tage der Frauenschneider des benachbarten Marktfleckens, wo die Kirche liegt, alle Hände voll zu thun. Nichts Andres als Putz für die Braut, für die Kranzjungfern, für die übrigen geladenen Frauen und Jungfrauen wird auf Bestellung angenommen. Der zweite Frauenschneider in spe, sonst nur im Verborgenen thätig, weil von dem Gemeindevorstand als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft bisher immer mit seinen Niederlassungsgesuchen abschlägig beschieden, wagt sich jetzt bei hellem Taglicht zu seinen Kunden, und seine Ehehoffnungen steigen hoch über pari, um nach Ablauf jenes Termins um so tiefer hinabzusinken.

Endlich erscheint der Hochzeitstag, von dem wir reden wollten. Weder die Bevi, noch die Wawi, noch der Nagel kommen hier in Betracht. Wir sagten schon, der Blasel am Eck habe diesmal keinen Kuppelpelz verdient. Es handelt sich um zwei Paare, die sich länger Zeit ließen, als es dem Pfarrer recht schien; er hat ihnen im Beichtstuhl dieses und jenes eröffnet, zum ersten, zum zweiten, vielleicht auch zum dritten Male daran erinnert, bis sie sich gefügt und um Aufgebot gebeten haben, welcher Förmlichkeit nun die Trauung und Hochzeit folgen soll. Das eine Paar ist in dem Marktflecken heimisch, das andere in einem der benachbarten „Gräben“ oder Engthäler.

Um elf Uhr Vormittags soll Messe abgehalten werden. Zehn Minuten vor der bestimmten Zeit rollen drei niedrige steirer Wägelchen, jedes mit Hengst oder Wallach bespannt, aus dem Graben nach dem Markt herauf; draußen vor dem Freidhof (Friedhof), in dessen Mitte die Kirche liegt, halten sie still. Herab steigt ein Bauer von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, der „untere Hirschbauer“, das ist der eine Bräutigam. Als er den grünen Steierhut, mit grünem Band, Blumenstrauß und „Gamsbart“, vom Kopfe zieht, zeigt sich kein graues Haar, doch haben seine Bewegungen schon etwas Unbeholfenes, und die vielen Runzeln um Auge und Mund weisen ein hübsches Jahrgesicht nach. Ein nagelneuer dunkelgrüner Rock mit hohen Achselfalten reicht ihm bis auf die Knie hinab. Die Weste ist roth; die tuchene Hose umgibt nach unten ein blanker, fußhoher Lederstoß. Der „untere Hirschbauer“ ist Witwer. Mit seinem Hof steht es nicht schlecht. Von Weinen liebt er vorzugsweise den mittelfarbigen Schilcher, doch verschmäht er nach der vierten oder fünften Halben auch den Schwarzen nicht, wenn eben kein Weißer zur Hand ist. Nicht immer gelingt es ihm, Abends den Heimweg über die Brücke beim Kehler zu finden; in solchen Fällen kehrt er ins Wirthshaus zurück und versucht am nächsten Abend, ohne den Tag über heimzukehren, ob sie denn wirklich bei Nacht nicht passirbar sei, auf welche Weise er oft halbe Wochen der Lösung dieses Problems widmet. Ihm sitzt übrigens, trotz der Furchen und Runzeln, der Schelm noch immer im Nacken, und man erzählt sich, daß er dem Pfarrer auf seine Reprimanden erwiedert habe, er möge mit der Sittlichkeitsreform doch von oben und nicht von unten anfangen.

Die Braut saß auf dem zweiten Wägelchen. Sie ist Magd beim „obern Hirschbauer“ gewesen d. h. bei demjenigen Huber, welcher eine Viertelstunde oberhalb ihres Bräutigams am Berge wohnt. Wie ihr Zukünftiger heißt wird sie wahrscheinlich zum ersten und letzten Male heute am Altare vernehmen, denn im täglichen Verkehr heißt sie künftig die untere Hirschbäuerin und niemand fragt nach weiterem Vor- oder Zunamen. Der Sprung vom Wagen hinab auf die Straße hat ihr keine Mühe gemacht. Ob sie sich dabei plump oder zierlich ausnahm, darauf giebt keiner Acht und sie selbst weiß davon am wenigsten. Sie ist funfzehn Jahr lang Schwagerin auf der Dullwizen gewesen und hat beim Futtersammeln ihre Geh- und Steigwerkzeuge zu herkulischer Kraft ausgearbeitet. Es ist fast Verschwendung, daß sie nicht, wie der Blasel am Eck meint, einen auf der Höh freit. Ihr Anzug ist derjenige der Schwagerinnen, hellbunter Kattunrock bis auf die Fußankel, braunes Jackerl oder Spenzer mit pauschenden Ärmeln, rothseidenes Halstuch, schwarze, blanke Schürze, weiße Strümpfe und hohe schwarze Schnürstiefel von starkem Kuhleder. Sie mag einige dreißig Jahre alt sein, vielleicht noch ein Weniges jünger. Der „untere Hirschbauer“ führt, wie die Nachbarn

sagen, einen rührigen Stock im Hauswesen; sie mag daran denken, denn ihr Gesicht ist kein sonderlich hochzeitliches.

Zwei Kranzjungfern entladet das letzte Wägelchen. Sie tragen vollkommen den nämlichen Anzug wie die Braut. Nur die Kränze sind verschieden. Die Braut hat einen nachgemachten Myrthenkranz im Haar; um diesen einen Halbkranz von Rosmarin. Bei den Kranzjungfern ist der Vollkranz aus gemachten weißen Rosen zusammengewunden. Alle tragen Schürzen, keine hat Schmuck oder Ringe an den Ohren, eine der auffallendsten Abweichungen von allem, was jenseits der Alpen weibliche Festausrüstung kennzeichnet.

Den drei Einspännern haben sich noch etliche Zweispänner zugesellt. Im ersten derselben sitzt eine Musikbande, sechs Mann stark, sämmtlich Bläser. Sie haben den Brautzug von dem Wirthshause, woselbst die Geladenen und das Paar schon eine Suppe und ein sogenanntes saures Fleisch einnahmen, nach der Kirche begleitet und ziehen jetzt an der Spitze des Zugs blasend in die Kirche und auf den Chor. Noch ehe sie die Kirche betraten, zog die Braut nach häuerlichem Brauche einen Gulden aus der Tasche und zahlte der Bande damit die gehabte Mühe. Dem Brautpaar nämlich kommt es nicht zu, mehr als einen kleinen Theil der Tageskosten zu bestreiten und diese Schuldigkeit wird solcher Art bei passendem Anlaß abgetragen. Was während des Festes des Festes für Aufspielen zum Tanz gezahlt werden muß, zahlen die Gäste, indem bald dieser, bald jener einen Tanz bestellt und mit einem Gulden bezahlt. Auch das Mittagessen zieht der Wirth von den Gästen ein und hält in vielen Fällen das Brautpaar selbst frei. Dafür ist von Geschenken an das letztere am Vorabend der Hochzeit keine Rede, wie denn der Brauch des Polterabends überhaupt nicht bekannt ist.

Während der Brautzug sich auf den Bänken des Kirchenschiffs ausbreitet, rechts die Männer, links die Weiber, und der Basel am Eck geschäftig hin und her stapft, hört man Böllerschüsse im nahen Markt. Zugleich setzt sich — man gewahrt es von der Höhe des Hügels — der andere Brautzug in Bewegung. Er hat gut eine Viertelstunde Weges zu machen und kommt jedenfalls um ebenso viel zu spät zur Messe, denn der Pfarrer hat erklärt, keine Minute warten zu wollen. Aber heute ist Musik auf dem Chore und die Ceremonie wird immer noch eine hübsche Zeit länger dauern, als der Zug ausbleiben kann. Während nun drinnen die Messe beginnt, das Glöcklein läutet und die Orgel brummt, klingt näher und näher die Hornmusik des verspäteten Zuges und nach und nach erkennt man zwischen dem Kufuruz- und dem Spelzfelde des Herrn Pfarrers eine Reihe städtisch gekleideter Männer und Weiber, unter welche sich einzelne steirer Trachten, wie Fahnen aus dem Türkenkriege, veraltet und überholt, gemischt haben. Die Braut hat etwas Buckel, dagegen fehlt ihr der jungfräuliche Schmuck des Kranzes, was

hier ziemlich unbeachtet vorübergeht. Aus Rücksicht auf das Fehlen dieser Zierde haben auch die drei Kranzjungfern dem Kopfschmucke entsagen müssen. Eine weiße Kamelie am rechten Ohr ist alles, was sie im fein geflochtenen Haar tragen. Der Männer Hüte sind mit gemachten Blumen und buntem Glitter verziert, Angebinde, welche die Braut beim Antreten des Zuges vertheilt.

Vor der Kirche hält der Zug einen Augenblick, um das Abschießen der in den Sand des Friedhofs eingegrabenen Böller abzuwarten. Dann trompetet er in die Kirche und mitten in die Messe hinein, versteht sich mit der lustigsten Melodie, welche im Notenbüchel aufzufinden ist.

Endlich hat jeder sich gesetzt und die Ceremonie nimmt ihren Fortgang. Die Kirchenmusik in den steirischen Dorfkirchen ist meist sehr mittelmäßig. Eisenerz, Admont, Katrein, wo Wittmanns bedeutende Kraft wirkt, machen Ausnahmen. In den übrigen Kirchen herrscht ein buntes Durcheinander von alten und neuen Scharteken und man hat Mühe zu sagen, ob die Auswahl der Musikstücke oder ihre Ausführung mehr zu wünschen übrig läßt. Heute vernehmen wir nach manchen andern Wunderlichkeiten das Duett:

In deinem Arm zu weilen,
Freund, welche Seligkeit!

Es ist für Chor arrangirt und ein neuer Text dazu gegeben. Dieser klingt indessen nicht bis zu uns hinab. Wir hören die Musik des liebeschmachtenden Duetts und uns klingen die alten Worte unwillkürlich dabei im Ohre. Wo ist die Möglichkeit, bei diesen Anklängen und dem Anblick des prosaischen Doppelpaares, dem sie gelten, sich eines Anflugs ironischer Stimmung zu erwehren?

Unser Auge schweift von dem untern Hirschbauern und dem fast unentdeckbar kleinen zweiten Bräutigam, einem ehrbaren Guterer, nach der Kanzel hinüber und wird dort von einer Anzahl vergoldeter Holzengel festgehalten, welche in der gespreizten Süßlichkeit der Popzeit seit einigen sechzig bis siebzig Jahren um Aufmerksamkeit werben. Der am meisten Vorgebrängte hält ein brennendes goldnes Herz in den Händen. Es taugt vortrefflich zu dem überliebesseligen Duett. Die Ironie, welche allein über die Verzwicktheit dieses ganzen Stückes bäurischer Sitte oder Unsitte weghilft, erhält durch jenen vergoldeten Statisten nur noch neuen Vorschub und gibt den sich aufdrängenden ernsteren Betrachtungen eine humoristische Wendung.

Nun ist die Messe zu Ende.

Die Paare treten nebeneinander zum Altar. Mit deutlicher Stimme werden jedem derselben die Erklärungen und Pflichten ihres Bündnisses vorgelesen; dann folgen für jeden Einzelnen drei Fragen, welche mit Ja zu beantworten sind; hierauf Ringwechsel und Umwinden der rechten Hände jedes Paares mit der Stola des Geistlichen.

In diesem Augenblick bringt der geschäftige Blasel am Eck zwei Flaschen Wein und vier Gläser an den Altar, und nun trinkt der Pfarrer jeder der betheiligten vier Personen den ersten Ehetrunk zu. Des Hirschbauers Wein ist trübe und herbe, man siehts dem Gesicht des Pfarrers an; desto besser ist der des unsichtbar kleinen Huterers. Nachdem der Trunk am Altar vorüber ist, erhalten die Umstehenden und dann die weiter noch Anwesenden durch den Blasel am Eck eingeschenkt und er verfehlt nicht, die Freigebigkeit bei diesem Geschäft auf möglichst viele auszudehnen. So geht das Trinken durch die ganze Kirche.

Während dessen erdröhnt draußen wieder Böllerschießen. Die Musik zieht ins Freie. Der Kellner mit grünem Käppchen auf dem Kopfe drängt sich nach der Sakristei durch, um der leeren Weinflaschen habhaft zu werden, ehe sie in Scherben gehen. Der Pfarrer schreitet grüßend und wohlwollend lächelnd nach seinem nahen Hause hinüber, um vor seiner Thüre die Züge an sich vorbei defiliren zu lassen. Hinter ihm drein schlendert der Schulgehilfe, einen Teller in der Hand, auf welchem die Gebühren unter einem bunten „Nasentuche“ von Baumwolle, nagelneu und ein Geschenk des bäuerlichen Paares, versteckt liegen. Ein Bouquet von gemachten Blumen schmückt die Gabe.

Wie alt der Brauch des Taschentuschschenkens ist, läßt sich nicht mehr ermitteln; ebenso wenig ob eine symbolische Bedeutung damit zusammenhing. Die Volkseinfalt erfindet eine solche, wo die Ueberlieferung schweigt, und so hat die Gabe denn im Sinne des Gebenden die Bedeutung eines Thränetuchs, das der zum Coelibat verurtheilte geistliche Herr benutzen mag, so oft ihm das Zusammengeben eines glücklichen Paares das Wasser in die Augen bringt. Es ist ein uralter Zug im Volksgeschmack, den nämlichen Personen, welchen Ehrfurcht und Respect erwiesen wird, eine spöttische Seite abzugewinnen. Die symbolischen Thiere an den altgothischen Thurmruinen und Portalen, so herb sie spotteten, störten auch keineswegs die Andacht der Kirchgänger.

Ob sich der bäuerliche Zug aber wieder geordnet hat, gibt es ein Gedränge zwischen den Burschen; die Braut muß geraubt und versteckt werden, damit sie der Bräutigam durch eine „Zausen“ (Essen außer der Zeit) wieder auslöse. Der Raub geht um so leichter von Statten, als sich weder Braut noch Bräutigam seit ihrer Trauung umeinander kümmern, und der „Hirschbauer“ fügt sich mit guter Laune dem unvermeidlichen Tribut.

Bei dem Zuge, welcher dem Marktflecken zugehört, fallen diese Schnurren weg, vielleicht weil der Kranz fehlt, vielleicht auch weil man sich hier möglichst der Stadtsitte nähert.

Da diese fast aller Orten ähnlich ist, folgen wir dem bäuerlichen Zuge.

Wieder hat man die Wagen bestiegen. Die starken Pferde greifen aus; die Musikanten blasen, was nur die Lungen hergeben wollen; zum Wirthshause gehts, wo bereits die Suppe dampft.

Zuerst aber wird zum Tanze angetreten. Ihr meint, der alte Hirschbauer werde den Zuschauer abgeben? Da müßte es kein Steirer sein. Bergsteigen, Sterzessen, Schilcher-Trinken und Steirisch-Tanzen, das vierblättrige Kleeblatt verdorrt keinem Steirer, so lange Leib und Seele noch zusammen halten. Es ist wahr, der Hirschbauer hebt die Beine beim Tanzen gewaltig hoch und es sieht sein Sprung sich an, als wolle er den Hochschwab erklettern; aber aushalten thut er doch, und wenn man ihn mit der kopfhängerschen Braut vergleicht, die übrigens ein Anderer herumschwenkt, so weiß man nicht, wem man lieber zuschaut.

Nun setzt man sich in den engen Zimmern an die gedeckten Tafeln. Zwei riesenhafte Wirthstöchter warten auf. Es wird das übliche Tischgebet von jedem gesprochen, dann sagt der Blasel am Eck noch ein paar herkömmliche Worte und hinein gehts mit den Zinnlöffeln in die Suppe. Ihr folgt gekochtes Fleisch mit Salat.

Dann wischt man sich den Mund, und wer Lust hat tritt wieder zum Tanze an.

Dem Tanze folgt eine zweite Suppe, dieser wiederum eine Fleischspeise, gebraten, und ein Zugericht.

Dazwischen von neuem Musik und Tanz.

So geht es von Mittag an bis etwa sieben Uhr Abends fort.

Wein steht in unverkorkten Flaschen auf dem Tisch und so lange die Tafel dauert wird nichts extra bezahlt.

Natürlich genügt auch der dehnbarste Bauernmagen nicht zum Aufnehmen aller dargereichten Speisen. Bezahlt aber müssen sie werden. So hilft sich denn jeder, indem er den Ueberfluß auf einem sogenannten „Bescheidteller“ sammelt. Während des Essens häuft er auf diesen die leckern Bissen, welche während der folgenden sieben mageren Tage den Nachgeschmack der sieben fetten Tafelstunden fort dauern lassen sollen. Am Schluß der Sitzung knotet er ein Tuch um den hoch gestapelten Vorrathsteller und sendet die gemachte Beute durch ein Kind heim. Vor völligem Schluß des Mahls tritt auch wol bei einem oder dem andern Gericht ein guter Freund mit scharfem Zuschauerappetit an die Stelle des Geladenen, oder die Frau oder das Kind des letztern nimmt auf ein paar Minuten den wünschenswerthen Posten ein, und räumt mit Löffel und Finger unter den erreichbaren Tafelkostbarkeiten auf. Uebrigens ist der Steirer auch zu Hause viele und fette Speisen, wie denn fast alle auf den Almen bereitete Butter als Schmalz in steirischen Küchen verbraucht wird, so daß keine Ausfuhr stattfindet. So-

mit sieht man zwar handfest zugreifende, aber keine ausgehungerten Stellvertreter.

Um sieben Uhr macht sich der Wirth, mit einem Holzteller und einem Stück weißer Kreide bewaffnet, an den Rundgang. Was jeder Gast zu zahlen hat, pfllegt nicht vorher festgesetzt zu werden. Um der Kundschaft willen, weiß man schon, wird der Wirth leisten, was in seinen Kräften steht und sich mit einem mäßigen Ueberschuß begnügen. Meist handelt sichs um $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Gulden für jeden Gast.

Nun wird im engen Tanzsaal neu gekehrt, frische Luft gemacht, Federweißstaub gestreut. Die ungeduldigsten Tänzer tummeln sich jauchzend und jodelnd auf den noch leeren Dielen umher. Schwere Nagelschuhe haben sie an, nicht nur weil leichtes Fußzeug in ihrer Schuhlade fehlt, mehr noch weil sichs in fünf Pfund schweren Bundschuhen sicherer steht und geht und weils mit eisenbeschlagenen Sohlen erst recht „trampft“. Was in dieser Beziehung ein steirer Tänzer leistet und ein steirer Tanzboden aushält, läßt sich nicht füglich beschreiben. Das Aufjauchzen wechselt mit dem „Trampfen“ und der ist der rechte Bursche, der alle übertönt. Aber daran genügt's nicht. Auch die Häufte müssen ihr Recht haben. Mitten im steirer Tanz treten die Tänzer plötzlich gegeneinander, und während die Tänzerinnen sich im Kreise weiter bewegen, klatschen jene mit aller Kraft in die breiten Hände, und wieder ist der rechte Bursch, wer alle andern im Händeklatschen übertönt.

Den Dirnen ist ein weniger lärmender Theil vom Tanz zugefallen. Sie lassen sich drehen und schwenken, bald rechts, bald links, bald unter des Tänzers Armen durch, bald im Kreise um sich selbst, die Arme von dem Tänzer hoch empor gehalten. Nun setzt es einen Ruß, jetzt wieder gilt es den berauschten Burschen bei seinen waghalsigen Drehungen, Sprüngen und Knigen vor völligem Umfallen zu bewahren, oder sich nicht durch nachdrängende Paare von ihm, der sich im lange fortgesetzten Solo gefällt, trennen zu lassen. Die tollsten Erfindungen des Augenblicks suchen auf der Stelle ihren Ausdruck in Sprung, Tritt und Wendung, und, wie jeder Volkstanz, lebt der echte steirer Tanz in seiner Blüte von dem Schaum der Lust und des Rausches, den die Minute aufsteigen läßt.

Hat des Hirschbauers Tanzgesellschaft unter dem Einfluß dieses naturwüchsigen Hauchs etwas Poetisches?

Nicht sonderlich viel, wenn auch einiges. Wir wollen einen Schritt näher herantreten. Da ist ein echtes Schweizergesicht, das uns schon auf dem leeren Tanzboden auffiel, ein Bursche von etwa 25 Jahren, das Haar weit in der Stirn, den grünen Hut im Nacken; keinen Tanz läßt er überstehen; welche Dirne er schwenkt, gilt ihm ganz gleich, bald eine schmutze, bald eine „schlache“ (häßliche), bald auch ein altes Weib, denn hier tanzt jedes Alter.

Er hat noch kein einziges Mal seine Tänzerinnen angesehen, hat kein Wort mit ihnen geredet, ein Holzkloß im Arm wäre ihm grad ebenso lieb. Musik und Schilcher treiben ihn, und wenn er trampfen, klatschen, jauchzen und dabei den Kopf voran, bis zum Morgenroth sich austoben kann, so hat er die Schale des ihm begreiflichen Festgenußes bis auf den Boden geleert.

Viel mehr Don Juan ist ein anderer Tänzer, ein Postillon mit farbiger Weste und dicken silbernen Knöpfen, hohen blanken Stiefeln, Lederhosen und Hemdsärmeln. Er findet zu einem Bußerl Zeit und Stimmung und tanzt vorzugsweise mit einer weiblichen Sammetjacke, unter welcher ein schon etwas der Stadtluft befreundetes Herz klopft.

Dann kommt die Reihe an den Grünbüchler, ein Mann von etlichen vierzig Jahren, als „Rauschiger“ bekannt und der gewandteste Tänzer von allen.

Folgt der immer vor sich hinlächelnde Jörgel vom Steinbruch, von Kopf bis zu Fuß Gebirgsmensch, unermüdlich, nie aussiegend, trotz seiner 48 Jahre, und seine bessere Hälfte schwenkend, so lange das Klappenhorn nur noch Athem hat.

Auch die niedliche Tochter des Grünbüchler mit kokettem grünen Filzhut, kaum der Schule entwachsen und füglich noch etwas zu jung für diese Nachtschwärmerei, hebt sich von dem Tanzknäuel vortheilhaft ab, ohne übrigens sonderlich saubere Tänzer zu finden.

Damit aber ist der Schaum auch abgeschöpft, und die mehr possirlichen Figuren kommen zum Vorschein. Vor allem, mit apfelrundem Gesicht, ein vier Fuß hoher Amtsschreiber aus der Nachbarschaft, funfzig und etliche Jahre alt, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß es ihm zukomme, besser zu tanzen als die übrigen; seit einigen Jahrzehnten beständig auf Freiersfüßen und, trotz der vorrückenden Kalenderjahre jugendlich und grün durch die ewige „Hoffnung auf besseres Gehalt“.

Ihm zunächst nußt ein hochschultriger Schuhmacher die köstliche Gelegenheit aus. Er ist Trunkenbold von Profession und fährt zu Hause einen nachdrücklichen Riemen. Am Nachmittag hat er einen Gulden zusammengeborgt. Der geht für Wein auf. Geladen ist er nicht, Tanzmusik kann er auch nicht zahlen; aber das drückt ihn nicht. Er springt trotz dem besten, und sein geprügeltes Weib, das ihn am Morgen berauscht heimtschaffen wird, springt am Arm des Nachbar Schneiders hinterdrein; die zwölfjährige schmale Blondine, welche keinen Tänzer, wol aber eine Schulgenossin fand, mit der sie jetzt umherkreist, ist die älteste Tochter. Kegelauffetzen auf der Schmirakelbahn des Sagerwirths ist ihr kleiner Nebenerwerb und wird es noch ein paar Jahre bleiben, bis, der Himmel weiß, was sonst aus ihr wird.

Als wir uns zum Fortgehen anschickten, lächelt uns ein wohlbekanntes

Bollmondsgeſicht an, und wir bleiben noch einen Augenblick ſtehen, um uns die Beleuchtung nicht entgehen zu laſſen, welche der pfeifenanzündende Kienſpahn über ſein gutmüthiges Geſicht verbreitet. Warum er lächelt, der taube Jäger und daſ eine Auge zukneift? Weiſſt heute für ihn ein kurioſer Tag iſt, und eine verworrene Ahnung in ihm umgeht, daß ein empfindſames Gemüth aus ſeinem Bezuge zu dem heutigen Feſt etwas zu machen verſtünde. Er ſelbſt verſteht natürlich nicht, und wenn er heute Morgen, während des Hochzeitläutens und Böllerschießens, waldeinwärts auf die Fürſch ging, ſo hat er ſchwerlich ein andres Gefühl dabei gehabt als etwa Valcour in Rogebues „Witwe und Reitpferd“, als er ſein wiedergefundenes Weib Angelique in ſo guten Händen ſieht, daß er jeden Anſpruch auf ihren Wiederbeſitz mit Nachdruck ablehnt. Die jetzige untere Hirschbäuerin dreht ſich inzwiſchen kopfhängeriſch mit dem kleinen Schreiber umher, der untere Hirschbauer ſteigt mit der Frau des Glaſerers hinterdrein. Der Jäger mit dem Bollmondsgeſicht ſchmunzelt und ſchmaucht und gönnt ſich heute einen Achter ſtatt des herben Sechſerweins, fällt doch künftig wol ein Koſtgeld weg, daſ er biſher ins Findelhaus zahlte, und daſ jezt vielleicht der Hirschbauer zahlen wird — vielleicht — dergleichen „vielleichts“ verrathen, daß der Jäger ſchon über den Durſt trank; er ſollte den untern Hirschbauer doch beſſer kennen! Und die kopfhängerische Hirschbäuerin mit ihrem Jungfernkranz . . . Wir ſind in einer ſchlimmen Gegend und wollen machen, daß wir nach Hauſe kommen.

Die Militärverhältniſſe Großbritanniens.

2.

Deſonomiſche Verhältniſſe. Strafgewalt und Rechtſpfllege.

Kein Soldat der Welt bezieht eine ſcheinbar ſo hohe Löhnung als der engliſche, keinem aber werden auch ſo viele Abzüge davon gemacht als dieſem, in ſeiner Armee iſt daſ Rechnungswesen ein ſo verwickeltes und darum ſo zeitraubendes, im Felde ſo ſchwer durchzuführens als hier.

Die tägliche Löhnung eines gemeinen Soldaten (Private) beträgt 1 Schilling, ungefähr 10 Silbergroſchen, und innerhalb der Grenzen der vereinigten Königräiche 1 Penny beermoney — Biergeld — pro Tag. Von dieſer Löhnung werden regelmäßig täglich abgezogen: 4½ Pence für Brod und Fleiſch, 1½ biſ